

Literatur-Rundschau

Hermann, Friederike Hermann/
Lünenborg, Margret (Hg.): Tabu-
bruch als Programm. Privates und
Intimes in den Medien. Opladen:
Leske und Budrich 2001; 199 S.,
16,90 €.

Im Frühsommer des Jahres 2000,
als RTL 2 mit der *endemol*-Pro-
duktion ‚Big Brother‘ auf Sen-
dung ging, wurde das Land wie-
der einmal von einer heftigen me-
dienethischen Debatte erschüt-
tert. Die einen fürchteten – zum
wiederholten Male – den Unter-
gang des Abendlandes und frag-
ten sich und andere sorgenvoll,
wo das wohl alles noch enden
würde. Die anderen stimmten –
ebenfalls nicht zum ersten Mal –
das hohe Lied der *anything goes*-
Freiheit an und freuten sich, der
political correctness und dem bun-
desrepublikanischen Mief aus
Moral und Seriosität mal wieder
ein Schnippchen schlagen zu
können.

Man fragt sich, was die der
Sache nach eher langweiligen
abendlichen Zusammenschnitte
aus dem tristen Container-Dasein
junger Leute zu einem Thema
machte, das die Republik bewege-
te; und man wird die Vermutung
äußern dürfen, dass dafür nicht
nur, aber auch die permanente
voyeuristische Begleitmusik der
allmächtigen Bild-Zeitung ur-

sächlich war, denn schließlich
versprach sie ihren Lesern mor-
gens etwas, das ihnen die Contai-
ner-Insassen – trotz einer mit der
Bildzeitung in schöner Interes-
senharmonie verbündeten Kame-
raregie – denn abends doch nicht
lieferten. Über derart aufgeheizte
Wahrnehmungs- und Rezeptions-
muster der breiten Öffentlichkeit
geraten die eigentlich spannenden
Fragen, warum einige junge Leute
freiwillig ‚in den Container gehen‘
und – noch spannender – warum
viele junge Leute an deren ‚realen‘
Handlungen und Konflikten
so lebhaft teilnehmen, kaum noch
in den Blick. Dabei scheint fest-
zustehen, dass die massenmediale
Thematisierung von zutiefst pri-
vaten und intimen Erlebnissen,
Ängsten und Wünschen ‚realer‘
Menschen bei einem großen Teil
gerade (aber nicht nur) des ju-
gendlichen Publikums auf ein ho-
hes Interesse stößt; und dies soll-
te man nicht als ‚moralisch frag-
würdig‘ diskriminieren, sondern
zunächst einmal als relevantes
Untersuchungsfeld für qualitative
Rezeptions- und Rezipientenfor-
schung entdecken und ausweisen.

Vor diesem Hintergrund er-
öffnen die Beiträge dieses Sam-
melbandes – trotz oder gerade
wegen ihrer Heterogenität – zwar
keinen schlüssigen Forschungs-
ansatz, wohl aber wertvolle Per-

spektiven und Einblicke. Der Band ist hervorgegangen aus einer gemeinsamen Tagung der Fachgruppe Frauenforschung der DGPUK und des Journalistinnenbundes vom Oktober 1999. Außer einem sehr informativen, kritisch-kommentierenden Beitrag von Jürg Häusermann zum „Blick der Fernsehsendung ‚Big Brother‘“ besteht er fast ausschließlich aus Beiträgen von Journalistinnen und Medienwissenschaftlerinnen. Der thematisch uneinheitliche Band enthält unter der Rubrik ‚Werkstattberichte‘ Beiträge über ein vom Deutschlandfunk produziertes, schließlich aber nicht ausgestrahltes Hörfunk-Feature zu Ulrike Meinhof (Ulrike Helwerth), einen Praxisbericht der Lokalredakteurin einer Tageszeitung (Ulrike Pfeil) und ein Interview mit Herlinde Koebl zu ihrem Projekt ‚Spuren der Macht‘. Im Mittelpunkt stehen aber Beobachtungen und Forschungsergebnisse zu den Daily-talks, zu den Motiven ihrer Teilnehmerinnen und Teilnehmer (Bettina Fromm), zu der Art und Weise, wie in ihnen Geschlechterkonflikte thematisiert werden (Birgit Hofmann/Nora Karsten/Andreas Wiedemann) und nicht zuletzt zu ihren geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Rezeptionsformen bei Jugendlichen (Susanne Keuneke).

Eingeleitet wird der Band durch drei theoretische Beiträge zur Bestimmung des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Pri-

vatheit, wobei in kommunikationstheoretischer Hinsicht vor allem der Text von *Elisabeth Klaus* besondere Aufmerksamkeit verdient. Klaus präsentiert hier ein öffentlichkeitstheoretisches Modell, das sich aus einfachen, mittleren und komplexen (Teil-) Öffentlichkeiten konstituiert, die sich mit ihren Themen und Meinungen wechselseitig durchdringen, gegenseitig beeinflussen und so keine starren Zuweisungen von ‚öffentlich‘ relevanten bzw. nur ‚privaten‘ Themenfeldern, Meinungen und Fragestellungen erlauben. Dieses auch aus der neueren Forschung zu den sozialen Bewegungen bekannte Öffentlichkeitsmodell überwindet das insbesondere von der neuen Frauenbewegung seit langem kritisierte klassisch-bürgerliche Trennungsmodell von ‚öffentlich‘ und ‚privat‘. Dieses ist bekanntlich in Form eines starren Dualismus darauf angelegt, den politisch relevanten ‚öffentlichen Raum‘ normativ auszuzeichnen und die Herrschafts- und Dominanzverhältnisse im – als ‚privat‘ und ‚unpolitisch‘ behaupteten – Raum der häuslich-privaten Existenz von öffentlicher Kritik und politischen Legitimationspflichten abzukoppeln. Erst jenseits dieses dualistischen Raum- und Sphärenmodells wird es aber möglich, einen unbefangenen und angemessenen, d.h. nicht durch kulturkritische Larmoyanz vernebelten Blick auf die zahlreichen

Phänomene der steigenden Präsenz von Privatem und Intimen in den Medien zu richten. Und erst so rücken die spezifischen Fragen und Bedürfnisse der Rezipienten, die sich immer zwischen Intimität und Öffentlichkeit, zwischen ‚privater‘ Sinnsuche und Lebensorientierung einerseits und der ‚öffentlichen‘ Thematisierung und Präsentation solcher Orientierungsangebote andererseits bewegen, in den Fokus des kommunikationswissenschaftlichen Interesses. Nicht zufällig greift Klaus denn auch auf Arbeiten von John Fiske, einen der führenden Theoretiker des cultural studies approach, zurück, denn für die Cultural studies, die in den letzten Jahren auch auf dem hiesigen Buchmarkt mit einigen Readern und Neuerscheinungen aufwarten konnten, spielen die ‚nicht- bzw. unterbürgerlichen‘ Schichten und ihre spezifischen Rezeptionsbedürfnisse eine prominente Rolle in der Frage nach dem Erfolg der popular culture.

Auch wenn die meisten der in diesem Band versammelten Beiträge nicht näher auf den Theorie- und Traditionszusammenhang der Cultural Studies eingehen, so haben die Herausgeberinnen hier doch einen facettenreichen Band zusammengestellt, der gut und sehr anregend zu lesen ist und zur näheren Beschäftigung mit dem spannenden Thema des Privaten und Intimen in den Medien motiviert. Von der ‚gen-

der‘-orientierten Kommunikationsforschung dürften gerade zu Fragen der popular culture in Zukunft spannende und innovative Beiträge zu erwarten sein.

Hermann-Josef Große Kracht

Hohendahl, Peter (Hg.): Öffentlichkeit - Geschichte eines kritischen Begriffs. Stuttgart: Metzler 2000; 179 S., 24,90 €.

Der normative Begriff ‚Öffentlichkeit‘ gehört seit dem Zeitalter der Aufklärung zum politisch-moralischen Grundbestand der demokratischen Verfassungsstaaten des westlichen Typs. Er gehört gewissermaßen zu ihrem ‚Eingemachten‘. Zugleich stellt er einen ihrer besonders launischen Topoi dar, der in seiner Relevanz von Anfang an umstritten war und bis heute strittig geblieben ist.

‚Öffentlichkeit‘ als Begriff und Konzept gehört damit nicht nur in den Zuständigkeitsbereich von Publizistik und Kommunikationswissenschaften, sondern elementar auch in den der Demokratietheorie und Sozialphilosophie. Nicht zufällig spielt er bei Jürgen Habermas seit mittlerweile vierzig Jahren eine elementare Rolle. Habermas' 1962er Habilitationsschrift ‚Strukturwandel der Öffentlichkeit‘, die erst 1989 als ‚The Structural Transformation of the Public Sphere‘ in einer englischsprachigen Übersetzung erschien und im anglo-amerikanischen Sprachraum eine breite De-

batte auslöste, scheint denn auch den Anstoß zu dieser aus Amerika stammenden ‚Begriffsgeschichte‘ gegeben zu haben. Leider erfährt der Leser nichts Näheres über den Entstehungskontext dieses Buches. Ein informatives Vorwort, das solche Aufgaben normalerweise übernimmt, fehlt. Man erfährt lediglich auf der Rückseite des Buches, dass die drei Mitautoren des seit langem in den USA lehrenden Herausgebers Peter Uwe Hohendahl von der Stanford University kommen.

Ist das fehlende Vorwort noch zu verschmerzen, so ist das fehlende Personenregister ebenso ärgerlich wie unverständlich. Die in den fünf Kapiteln zusammengetragenen Hinweise zur faszinierenden, enorm facettenreichen und nicht wenig konfliktbehafteten Verwendungsweise des Begriffs ‚Öffentlichkeit‘ vom 17. Jahrhundert bis in die aktuelle Gegenwart hätten ein solches Register nun wirklich verdient. Auch das Inhaltsverzeichnis lässt oft nicht erkennen, welche Schätze der Text birgt. In diesem Band sind – allein schon im Blick auf die präsentierten Zitate – manche Fundstücke verborgen, die der schnelle Leser nicht finden dürfte. Die einzelnen Abschnitte liefern in einem Längsschnitt knappe und überwiegend sehr gelungene Portraits der ‚öffentlichkeitstheoretischen‘ Positionen zahlreicher epochemachender Geistesgrößen vom 17. Jahrhundert bis heute.

Diese nicht nur die deutsche, sondern auch die französische und nicht zuletzt auch die anglo-amerikanische Theorieentwicklung beobachtende ‚Begriffsgeschichte‘ bringt u.a. Positionen und Theorieumfeld von Locke, Wieland, Kant und Schiller zur Sprache. Sie behandelt Hegel und Marx, John Stuart Mill, Gustave Le Bon, Walter Lippmann, John Dewey und viele andere, kommt auf Carl Schmitt, die Konzeptionen der ‚kritischen Theorie‘, die Luhmannsche Systemtheorie und am Ende auf die Debatten um eine zivilgesellschaftliche Öffentlichkeit nach 1989 zu sprechen, die bekanntlich wieder mit Nachdruck an die normativen Intentionen des aufklärerisch-rationalistischen Öffentlichkeitsmodells anzuknüpfen versuchen. Dabei entsteht ein überschaubar knappes, aber gehaltvolles und gut zu lesendes Kaleidoskop zur Entwicklungsgeschichte des Öffentlichkeitskonzepts, das seinen Wert auch dadurch nicht verliert, dass jüngere Literatur (nach 1990) im Text kaum berücksichtigt wird. Der Band endet mit einer ausführlichen 50seitigen (!) Bibliographie zum ‚Öffentlichkeitsbegriff‘, die leider nicht mit der nötigen Sorgfalt ins Deutsche übertragen wurde und deren Gliederung mitunter irritierend wirkt. Dennoch ermöglicht sie dem interessierten Leser – vor allem in historischer und sozialphilosophischer Hinsicht – gute Orientie-

rungen im breit gefächerten und kaum überschaubaren Forschungsfeld zum Begriff der ‚Öffentlichkeit‘ im europäischen und angloamerikanischen Raum.

Wer sich für Geschichte und Gegenwart der entweder normativ aufgeladenen, normativ ernüchterten oder gar bewusst normativ entwerteten Verwendungsweisen des Öffentlichkeitskonzepts interessiert, sollte auf diesen schmalen, aber wertvollen – wenn auch mangels Register schlecht erschlossenen – Band nicht verzichten.

Hermann-Josef Große Kracht

Hurth, Elisabeth: Zwischen Religion und Unterhaltung. Zur Bedeutung der religiösen Dimension in den Medien. Mainz: Grünewald-Verlag 2001; 152 S., 21,50 €.

Der Umschlag soll wohl den Inhalt veranschaulichen: Ein Foto vom Innenraum einer kleinen Kirche, dicke Säulen, altmodisches Dekor, kitschige Statuen – und das Ganze verwahrt in neongelb und pink. Religion im Discofieber. Zum Glück steckt zwischen den Buchdeckeln wesentlich mehr als das Cover befürchten lässt.

Elisabeth Hurth hat in dem Buch zahlreiche Aufsätze, die sie zwischen 1994 und 2000 veröffentlicht hat, zusammengestellt. Das ist keine Kritik. Im Gegenteil: Studierenden und Interessierten kann es helfen, verschie-

dene thematisch ähnlich gelagerte Studien griffbereit zu haben, ohne nach einzelnen Zeitschriften suchen zu müssen, die – gerade heutzutage – längst nicht mehr in jeder Universitäts-Bibliothek zu finden sind.

Fünf Themenfelder rücken in den aufsatzähnlichen Kapiteln in den Blick. Zunächst wird unter dem Titel „Serienseelsorger: Religion und Kirche als Unterhaltung“, ein Überblick darüber geboten, welche Kirchenleute bisher zu Serienhelden geworden sind, beginnend mit Klassikern wie „O Gott, Herr Pfarrer“ (mit Robert Atzorn) und „Mit Leib und Seele“ (mit Günter Strack) bis zu Detektiv-Pfarrer Henning Schwarz (Klaus Wennemann) und Jugendkaplan Leon Marx. Elisabeth Hurth verurteilt diese „Trivialisierung“ der Religion nicht, ja, sie vermutet sogar, Religion werde für die Medien erst dann wieder interessant, „wenn sie in anderen Gewändern auftritt. So bleibt langfristig nur der Abschied von Kirchenredaktionen und der Wechsel ins Unterhaltungsressort“ (7). Gleichwohl fragt sie am Beispiel der Serie „Schwarz greift ein“, ob das Genre Serie „dazu taugt, wesentliche kirchliche und religiöse Inhalte zu vermitteln“ (18). Ihre Analyse ist kenntnisreich, genau und unideologisch und kommt zu einem eindeutigen Ergebnis: Pfarrer Schwarz ist in Wirklichkeit Kommissar Schwarz. Er ist ein toller Typ, steht für

echte Werte, aber wofür und woraus ein Priester lebt, interessiert nicht. „Priesterliche Spiritualität wird vielmehr ersetzt durch priesterliche Betriebsamkeit, einen detektivischen Aktionismus, der das Priesteramt publikumswirksam verkauft und das Religiöse zu einer TV-Zutat ohne Substanz macht“ (37). Und was für das priesterliche Leben gilt, gilt für die Darstellung des christlichen Glaubens insgesamt: „Die Transzendenzlosigkeit des Glaubens im Gewand der Unterhaltung zielt auf eine allgemeine Welt- und Menschenverbesserung, die die Radikalität der Kreuzesbotschaft abgelegt hat.“ (42) Eine deutliche Analyse, deren Ergebnis jedoch nicht überrascht und zudem die Frage herausfordert: Ja, müßte eine Kirchen-Fernsehserie denn das alles tun?

Kapitel II ist ebenfalls detailreich und informativ. Unter dem Titel „Popreligiosität: Religion als Hit“ hat Hurth die Musikszene nach religiösen Bezügen befragt. Dazu zählen das Gottes- und das Jesusbild genauso wie apokalyptische Vorstellungen und Erlösungsträume. Die Stärke dieses Kapitels liegt in der deskriptiven Arbeitsweise. Keine der religiösen Vorstellungen wird daraufhin beurteilt, wie sehr sie mit der christlichen Theologie, Christologie oder Soteriologie kompatibel ist. Die Leserin, die die Charts nur am Rande verfolgt und aktuelle Songbooks wie Videoclips

nicht wahrnimmt, bleibt nur mit dem Eindruck zurück: Erstaunlich, was es alles gibt!

Kapitel III wendet sich dem täglichen Talk zu (der heute seinen Höhepunkt allerdings schon überschritten hat). „Fernsehbeichtväter: Die Beichte als Talkshow“ nennt Elisabeth Hurth diesen Aufsatz, der vor allem Jürgen Fliege als den (selbsternannten) TV-Theologen auf's Korn nimmt. Sie erkennt im Talk Elemente wie „Bekenntnis“, „Beichtgespräch“, „Vergebung“ und „Schluss-Segen“, die die strukturelle Nähe zu religiösen Vollzügen deutlich machen. Fast empört ist sie über die „TV-Theologie“ mit der sich Fliege schmückt; narrative Theologie nach dem Vorbild Jesu sei es, Seelsorge im Geiste des Neuen Testaments, die dem einzelnen mehr gebe als die Gemeindeseelsorge der Kirche. Für die Autorin ist das allerdings Anmaßung. „Die TV-Theologie gibt keine Rechenschaft, weder exegetisch noch dogmatisch. Sie löst sich von aller Überlieferung, auch der biblischen“ (77). Entsprechend werde im Fliege'schen Schluss-Segen *„Passen Sie gut auf sich auf“* „die menschliche Heils- und Hilfsbedürftigkeit vor Gott ausgeklammert. Der Segen ist kein fürbittender Gebetswunsch des Menschen mehr, Trost verkommt zur sozialmoralistischen Vertröstung“ (78).

Die Kapitel IV und V gehören

in gewisser Weise zusammen. Zunächst geht es im Kapitel „Showmenschen: Von Vorbildern, Stars und Idolen“ um eine Begriffsklärung, die darauf zielt, Idole von Vorbildern zu unterscheiden. Prägnantes Beispiel sei „Lady Di“, die (nach ihrem Tod) zu einem Idol mit übersteigertem Devotionalienkult wurde, dem man lediglich mit Bewunderung begegnen könne. Anders das Vorbild: „Ein Vorbild ergreift, ‚zieht an‘ und reißt mit, ohne jedoch das Selbstsein des ‚Folgenden‘ zu gefährden. Das Idol dagegen ruft zu einer Gefolgschaft auf, bei der man sich selbst kaum noch durchsetzen kann.“ Klar, dass die Stars der Medienkultur (einschließlich der neuen virtuellen Internet-Stars à la Lara Croft) eher den Idolen als den Vorbildern zuzuordnen sind. Das wird im fünften Kapitel am Beispiel der „Heiligen mit Medienschein“ weiter ausgeführt. Die Medien, so die These, statten Idole mit einem „heiligen Schein“ aus, der sie weiter überhöht bis sie quasi-religiöse Züge annehmen. Gerade Konzertbühnen avancierten so „zu Kultstätten, die Erfahrungen des Heiligen vermitteln“. Dies werde im übrigen von „einer soziologisch geschulten Theologenzunft“ gestützt, die solche Personenkulte „religiös tauft“, indem sie „auf eine funktionale Religionsbestimmung in Erlebniswelten wie den Idolkulten (setzt), in denen religionsähnliche Wir-

kungsweisen nachgewiesen werden können. Auf diese Weise lassen sich auch in herkömmlich nicht als ‚heilig‘ bestimmten Bereichen viele Phänomene als religiös identifizieren, wenn sie eine kirchliche Religion ersetzende Funktionalität aufweisen“ (alle 111). Neben dem erneuten ausführlichen Bezug auf „Lady Di“ befasst sich die Autorin besonders mit Guildo Horn, dem „Meister“, der durch Handauflegung und Segensgesten „Religion als Dekor und ästhetische Untermauerung“ (126) nutzt, ganz besonders bei Konzerten, die er mit einem „Abendmahl mit Nussecken“ anreichert. Das Plädoyer von Elisabeth Hurth ist eindeutig: Distanz von solchen Entwicklungen; keine Nähe zu „echter Religion“ zulassen, denn: „Die ‚Piep‘-moderne entsorgt religiöses Wissen und theologische Überlieferung. Der religiöse Traditionsschatz wird geplündert und zum spaßigen, erlebnismäßigen Abschuss freigegeben“ (131).

Zwischen Religion und Unterhaltung – ein lesenswertes Buch, das allerdings dort die größten Stärken hat, wo es nüchtern analysiert. Schwächer wird es, wenn die persönliche Empörung über Missbrauch der Religion durchkommt, gepaart mit einer wissenschaftlichen Abneigung gegen die (so mehrfach) „vorwiegend religionssoziologisch geschulte Theologenzunft“. Es könnte interessant sein, einen von den so Gescholte-

nen auf Hurths Kritik antworten zu lassen.

Susanne Haverkamp

Keller, Alexander: *Radio Veritas. Ein kirchliches Entwicklungshilfeprojekt in Asien (1958-1986)* (Dissertation, Universität Dortmund). Köln: Eigenverlag des Verfassers 2001; 479 S.

Radio Veritas ist wohl eines der bedeutendsten kirchlichen Kommunikationsprojekte der Nachkriegszeit. Neben Radio Vaticana, das schon 1930 mit der Hilfe Guilelmo Marconis seine Sendungen als „Stimme des Papstes“ aufnahm, wurde Radio Veritas als katholische Radiostation für den Kontinent Asien erst in den 60er Jahren errichtet. In seiner Dissertation für die Fakultät Kulturwissenschaft der Universität Dortmund hat Alexander Keller den Werdegang und die Entwicklung dieses Projektes nachgezeichnet. Dabei ging es ihm nicht nur um eine Übersicht der Entwicklungsstufen im Auf- und Ausbau des Senders, sondern auch um eine geschichtliche und soziopolitische Einbettung des Geschehens. Die Beschreibung der politischen Rahmenbedingungen für das Asien und die Philippinen jener Jahre sowie der allgemeinen Bemühungen der katholischen Kirche für soziale Gerechtigkeit und den Einsatz des Rundfunks als Kommunikationsmittel nehmen deswegen einen sehr breiten

Raum ein, so dass die Einzelheiten um die Gründung von Radio Veritas erst ab Seite 99 berichtet werden. Als welt- und kirchenpolitischer Hintergrund für die Gründung des Senders werden drei Entwicklungen genannt: 1. der Ost-West-Konflikt (S. 10ff.), 2. der Nord-Süd Konflikt (S. 14) sowie 3. die Weltverantwortung der Christen (S. 22ff.). Radio Veritas wird als ein „Modell der Kooperation zwischen Kirche und Staat auf dem Gebiet der Entwicklungspolitik“ gesehen (S. 29) und untersucht. Dabei spielt in der Phase der Marcos-Diktatur (1972-1986) der Sender eine Rolle, die nicht unbedingt in der ersten Zielsetzung des Senders lag. Es war eine Versammlung südost- und ostasiatischer Bischöfe, welche 1958 zum ersten Mal von Plänen für einen katholischen Sender Ost- und Südostasiens sprach. Man war zur Einweihung der wieder aufgebauten Kathedrale nach Manila gekommen. Der damalige Präfekt der Päpstlichen Kongregation für die Glaubensverbreitung (Propaganda), Kardinal G.P. Agagianian war als Vertreter des Papstes unter den rund 100 kirchlichen Amtsträgern, die sich in Manila eingefunden hatten. Neben anderen Themen ging es auch um die Möglichkeiten kirchlicher Kommunikation, wobei die Vertreibung aller Missionare aus China durch die Kommunisten und die Sorge für die dortigen Christen

hinter dem „Bambusvorhang“ wohl das Hauptmotiv war. Hinzu kamen die Möglichkeiten für die Förderung kirchlicher Entwicklungshilfe durch entsprechende Hörfunksendungen. Nach der Darstellung Kellers war der geplante Sender eine „von Kardinal Agagianian vorgetragene Idee Papst Pius XII.“, „einen starken kirchlichen Rundfunksender für Asien aufzubauen“ (S. 100). Es gab einen einstimmig gefassten Beschluss, diesen Vorschlag aufzugreifen und einen solchen Sender auf den Philippinen als einzigem katholischen Land Asiens aber auch als einem geographisch günstig gelegenen Land zu errichten.

Kardinal Rufino Santos, der Gastgeber und Erzbischof von Manila nahm diesen Vorschlag auf und begann mit den konkreten Planungen. Dazu gehörte auch – in Verbindung mit der Teilnahme am Eucharistischen Weltkongress in München 1960 – ein Besuch in Bonn, bei dem es zu einer persönlichen Begegnung mit dem damaligen Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer kam, der die Unterstützung der deutschen Regierung für das Projekt zusagte. Schon ein Jahr später, am 6. April 1961, wurde mit der Gründung des „Philippine Radio Education and Information Center, Inc.“ (PREIC) eine rechtliche Grundlage für das Unternehmen in Manila geschaffen (S. 117). Die Darstellung Kellers schildert

dann die weiteren Entwicklungen in der Errichtung des Senders, aber auch die Spannungen, die sich vor allem aus der Verbindung eines Übersee (Kurzwellen)-Senders mit einem Mittelwellensender für die Philippinen ergab. Dem ‚Overseas-Service‘ stand ein ‚Home-Service‘ gegenüber, dem natürlich das besondere Interesse des Kardinals von Manila galt. Es war eine besondere Sorge der deutschen Geldgeber aber auch des Vatikans, die Internationalität des Senders von Anfang an auch rechtlich genügend zu sichern“ (vgl. S. 120 ff.). Dies scheiterte aber weithin an den rechtlichen Gegebenheiten auf den Philippinen, wo Ausländer nicht oder nur mit großen Einschränkungen solche Unternehmen besitzen können.

Zum Ende der zweiten Sitzungsperiode des 2. Vatikanischen Konzils trafen sich am 30. November 1963 rund 50 Bischöfe Asiens auf Einladung von Kardinal Agagianian und Kardinal Santos in Rom, um weitere Einzelheiten zur Arbeit des Senders zu beschließen (S. 131f.). Während der Bischofssynode 1967 trafen sich wiederum die damals in Rom anwesenden asiatischen Bischöfe zu weiteren Planungen. Damals wurde u.a. beschlossen, soweit wie möglich die jeweiligen Sprachprogramme in den betreffenden Ländern des Zielgebietes zu produzieren, die dann von einem kleinen Team der betreffen-

den Sprache in Manila für die endgültige Ausstrahlung vorbereitet wurde. Die 18 damals beteiligten Länder verpflichteten sich, die entsprechenden Produktionskosten voll im eigenen Lande zu tragen und auch die Kosten für die Aussendung der eigenen Mitarbeiter auf die Philippinen (S. 133f.). Weitere Überlegungen folgten, bis bei der Gründung der „Föderation der Asiatischen Bischofskonferenzen“ (FABC) aus Anlass des Besuches von Papst Paul VI. in Manila 1970 das Projekt Veritas der neu gegründeten Föderation übergeben wurde, was leider von Alexander Keller nicht berichtet wird. Die FABC gründete unmittelbar eine Kommission von drei Bischöfen unter dem Vorsitz von Bischof Francis Hsu (Hongkong), die bei der ersten Generalversammlung der Föderation 1974 in Taipei vorschlug, die volle Verantwortung für den internationalen Teil des Projektes zu übernehmen, verbunden mit der Gründung eines eigenen Büros für Soziale Kommunikation (OSC), das sich des Projektes besonders annehmen sollte. Auch dies ist eine Entwicklung, die Kellers Darstellung zugefügt werden muss.

Zur Gründungszeit der FABC begannen auch die ersten Senderversuche mit den inzwischen von Siemens errichteten Sendeanlagen, die aber in Qualität und Leistung nicht den Erwartungen entsprachen. Das Gleiche galt für

die Programmgestaltung, weil sich nur wenige Bischöfe an ihre Versprechungen für die Produktion dieser Programme hielten. Diese Situation führte dann schließlich 1973 zum vorläufigen Zusammenbruch des Überseedienstes. Im gleichen Jahr starb Kardinal Santos. Es ist vor allem den Bemühungen des Vatikanischen Staatssekretariates, auch vertreten durch den Nuntius in Manila, zu verdanken, dass bald ein Wiederaufbau und eine Neugestaltung eingeleitet wurde, die sich als überlebensfähiger erwies (S. 188ff.) Keller beschreibt die weiteren Schritte und endet mit dem Sturz des Diktators Marcos im Februar 1986, zu dem nicht zuletzt auch Radio Veritas – allerdings mehr durch den ‚Home-Service‘ – beigetragen hatte. Die bereits in der Geschichte des Senders mehrfach von verschiedenen Seiten angestrebte völlige Trennung des ‚Home-Service‘ für die Philippinen und des ‚Overseas-Service‘, der schon 1977 in „Radio Veritas Asia“ umbenannt wurde, erfolgte erst 1990. Der ‚Home-Service‘ wurde ein selbstständiger kommerzieller Sender, während „Radio Veritas Asia“ unabhängig als Kurzwellensender der FABC, aber auf der rechtlichen Grundlage von PREIC, weiterhin die Anliegen der asiatischen Kirche vertrat. Durch die neue Rechtsform als kommerzieller Sender schied der bisherige ‚Home-Service‘ von der Verantwortung der PREIC

aus, die nun ausschließlich die philippinische Rechtgrundlage für „Radio Veritas Asia“ blieb. Schon am 2. Mai 1974 war nach dem endgültigen Übernahmebeschluss durch die FABC zwischen der Philippinischen Bischofskonferenz (CBCP) und der FABC eine Vereinbarung in dem Sinne getroffen worden, dass die FABC für die Programmarbeit, den technischen Betrieb, die Verwaltung und die Finanzierung des ‚Overseas-Service‘ des Senders zuständig ist, während PREIC die philippinische Rechtsgrundlage bildet (S. 196ff.).

Die Darstellung von Alexander Keller gibt wohl zum ersten Mal eine gute Übersicht über das kirchliche Entwicklungsprojekt Radio Veritas. Sie versucht allerdings auch in ziemlich ausführlichen Darstellungen – die wohl fast die Hälfte der Arbeit einnehmen – die jeweiligen soziopolitischen Verhältnisse der betreffenden Jahre zu beschreiben, wobei das eigentlich Projekt Radio Veritas manchmal etwas in den Hintergrund rückt. Man hätte sich eine Fortschreibung des Projektes zumindest bis zur Trennung des „Overseas“- und „Home-Service“ im Jahre 1990 gewünscht, die der ganzen Darstellung eine größere Geschlossenheit gegeben hätte. Die Gründung und Bedeutung der „Föderation der Asiatischen Bischofskonferenzen“ (FABC) and des dazu gehörigen „Office (nicht ‚Commission‘!) of

Social Communication“ (OSC) hätte größere Aufmerksamkeit verdient, ebenso wie die gescheiterten Bemühungen, auch kirchliche Kreise aus den Vereinigten Staaten (und Kanada?) an dem Projekt zu beteiligen. Kellers Anliegen ist eine geschichtliche Darstellung. Für kommunikationswissenschaftliche Fragestellungen stehen wesentlich umfangreichere Quellen und Darstellungen auch aus dem asiatischen Raum zur Verfügung, die kaum genutzt werden. Alles in allem ist Kellers Darstellung ein bemerkenswerter Beitrag zur Geschichte kirchlicher Rundfunkarbeit in Asien, der durch weitere Einzelstudien ergänzt werden sollte.

Franz-Josef Eilers

Mertes, Martin: Controlling in der Kirche – Aufgaben, Instrumente und Organisation, dargestellt am Beispiel des Bistums Münster (= Leiten Lenken Gestalten Nr. 7). Gütersloh/München: Gütersloher Verlagshaus/Chr. Kaiser 2000 (Dissertation, Düsseldorf 2000), 432 Seiten, 44,95 €.

Management-Gedankengut wird seit einigen Jahren in der Kirche mit viel Interesse und sehr kontrovers rezipiert. Dabei bewegte sich die Diskussion bisher vorrangig im Bereich der Führungslehre und des Marketings. Der Autor hat mit der vorliegenden Arbeit das Forschungsfeld auf den Bereich der „betriebswirtschaftli-

chen Planung, Information, Steuerung und Kontrolle“ erweitert, so die gängige Definition von Controlling. Dabei dient ihm das Controlling-Know How als Hilfswissenschaft der Theologie. Auch die Kommunikationsarbeit der Kirche lässt sich demnach unter Controlling-Aspekten beleuchten, denn es geht hierbei wie in allen anderen Handlungsfeldern der Kirche darum, die vorhandenen Ressourcen Arbeitszeit, Finanzen usw. sinnvoll, möglichst effektiv und effizient einzusetzen. Wenn man sich z.B. aktuelle Kommunikationskampagnen vor Augen führt, ist die Frage durchaus berechtigt, welche Erfolge bzw. Ziele mit den eingesetzten Geldmitteln und noch viel mehr mit der umfangreichen Konzeptionsarbeit erreicht werden. Letzteres tritt zwar mangels einer konkreten Kostenrechnung nie öffentlich in Erscheinung, macht aber einen hohen Anteil der Arbeit kirchlicher Presse- und Öffentlichkeitsreferenten aus.

Von der Struktur der Arbeit her gesehen stellt Mertes zunächst die verschiedenen wissenschaftlichen und praktischen Grundlagen dar. Er diskutiert in Kapitel 2 die Organisation und das Selbstverständnis der (katholischen) Kirche, wozu er betriebswirtschaftliche Begriffsbestimmungen verwendet – ein inzwischen nicht ungewöhnliches Vorgehen. Daran schließt sich in Kapitel 3 eine ausführliche Darle-

gung von Zweck und Instrumenten des Controlling an. In Kapitel 4 entwickelt er nach eigenem Anspruch ein Controlling-System für die Kirche und unterfüttert es in Kapitel 5 mit entsprechenden Controlling-Instrumenten. Im abschließenden Kapitel 6 benennt er noch organisatorische Aspekte.

Besonderen Wert legt Mertes auf das Defizit einer bisher unzureichenden Zielbestimmung des Controllings in der Kirche (S. 163, 173). Unter Rückgriff auf den Marburger Theologen Wolfgang Nethöfel macht er dafür die fehlende Bereitschaft der pastoralen Mitarbeiter verantwortlich, ihre Arbeit kritisch hinterfragen zu lassen (S. 170). Er gibt aber auch zu bedenken, dass originäre Dienste der Kirche wie die Nächstenliebe kaum unter Kosten-Nutzen-Begriffen zu fassen sind (S. 174) und hierin eine betriebswirtschaftliche Analyse immer wieder ihre Grenzen findet. Ebenso weist er mehrfach auf das Problem hin, dass man in der Kirche kaum korrekte Kosten den einzelnen Diensten zuordnen kann. So kann man bei einer kirchlichen Trauung nicht präzise bestimmen, wie hoch die Abschreibungskosten für die Gebäudenutzung oder den Personalkostenanteil des pfarramtlichen Wirkens sind (S. 174, 190, 268). Ein weiterer Punkt betrifft den ineffizienten Einsatz von ehrenamtlicher Mitarbeit. Da sie aus Sicht der kirchlichen Verantwortungsträger keine Be-

soldung erfordert und damit „kostenlos“ ist, wird entsprechend ineffizient mit ehrenamtlicher Mitarbeit umgegangen (S. 187).

Insgesamt benennt der Autor viele Schwachpunkte, die innerhalb der kirchlichen Arbeit auftreten und denen man sich mit Hilfe betriebswirtschaftlicher Kategorien analytisch nähern könnte. Schade ist - aber an dieser Stelle sind Nicht-Theologen wohl immer etwas zu schüchtern - dass Mertes für die abschließende Modellentwicklung nicht stärker auf die theologischen Grundlagen zurück greift. Der von ihm gewählte Ansatz der Balanced Scorecard hätte sich noch weiter treiben lassen, wenn man die kirchlichen Grundfunktionen - *martyria*, *leiturgia*, *diakonia* und *koinoia* - als Bezugspunkte gewählt hätte, die vom Autor im Übrigen selbst zu Anfang seiner Arbeit (S. 36f.) aufgegriffen werden.

Insgesamt ein interessantes Buch, das bei sorgfältiger Durcharbeit viele Impulse für die weitere Forschungsarbeit zu geben vermag, und hoffentlich sowohl auf der wissenschaftlichen Ebene als auch auf der Ebene der Kirchenleitung aufgegriffen und fortgeführt wird.

Steffen Hillebrecht

Sandbothe, Mike: *Pragmatische Medienphilosophie. Grundlegung einer neuen Disziplin im Zeitalter des Internet*. Weilerswist: Vel-

brück Wissenschaft 2001; 276 S., 24,50 €.

Mike Sandbothe hat eine pragmatische Medienphilosophie geschrieben, die zur Grundlegung einer neuen Disziplin im Internet-Zeitalter beitragen soll. Das ist ein hoher Anspruch, der gegenwärtig nicht von vielen Denkern eingelöst werden kann. Es lohnt sich, diesen Ansatz zunächst durchzubuchstabieren. Warum überhaupt Medienphilosophie? Der Komplexität der Relation von konstruktiver oder rekonstruktiver Potenz der Medien wurden trotz der vielfältigen medientheoretischen Aufarbeitungsversuche bislang kaum genügend eigenkomplexe Theorien gegenübergestellt - und wenn doch, dann unter einem Blickwinkel, den Sandbothe „theoretizistisch“ nennt. Damit meint der Autor ein Theorieverständnis, das „die theoretische Reflexion auf Möglichkeitsbedingungen der Erzeugung von Sinn und der Konstitution von Wirklichkeit“ als akademischen Selbstzweck betreibt (vgl. S. 12).

Dem setzt Sandbothe eine pragmatische Medienphilosophie gegenüber, die man von ihm als Rorty-Schüler auch erwartet hätte. Im Mittelpunkt steht dabei die „pragmatische Dienstleistungsfunktion“ der Philosophie, von der Kant noch gewusst habe, und die sich in der Folge geradezu aufgegeben habe in einem „fast schon

konfessionell anmutenden Streit zwischen Medienrealisten und Medienkonstruktivisten“. Die Rückkehr zum Pragmatismus, die nicht nur Richard Rorty in den letzten Jahren vorangetrieben hat, stellt der Autor in den Kontext einer allgemeinen Renaissance des philosophischen Pragmatismus, der allein als probater Ausweg aus den Aporien gegenwärtiger Theoriediskussion erscheint.

Schon dieser Anspruch, in der akademischen Disziplin der Philosophie endlich wieder eine Rückbindung an das praktische Handeln zu finden, kann nur begrüßt werden. Dennoch darf nicht vergessen werden, dass bei aller Hochschätzung eines pragmatischen Zugangs das Fach Philosophie als ganzes noch mehr zu bieten hat als Sprachphilosophie (linguistic turn) und praktische Philosophie, deren angloamerikanische Variante der Pragmatismus genau genommen darstellt.

Warum Grundlegung? Weil Sandbothe – in wohlthuendem Kontrast zu vielen Fachkollegen – nicht darauf verfallen ist, das Thema Medienphilosophie gewissermaßen ansatzlos in den Kontext der Medienwissenschaft (wo es ohnehin noch kein kohärentes Theoriezentrum gibt) zu stellen. Vielmehr entwickelt er seine Medienphilosophie in den beiden Eingangskapiteln direkt aus der aktuellen Situation der akademischen Philosophie – und macht Medienphilosophie gerade da-

durch erst systematisch anschlussfähig an die akademische Mutterdisziplin. Dass der Autor damit nicht ein Denkgebäude vorstellen will, sondern lediglich einen „Bauplan“ für selbiges ausrollt, spricht für die Vorsicht, mit der er zu Werke geht.

Diesen Bauplan konkretisiert Sandbothe in den nachfolgenden Kapiteln auf das Internet hin, das er unter Rückgriff auf Marshall McLuhans Terminologie unter pragmatischen Aspekten auslotet. Darauf aufbauend, behandelt Sandbothe Derridas Dekonstruktion, die ihm als Exponent und Vordenkerposition des theoretizistischen Denkens gilt: „Derridas Medienphilosophie darf als (in seinem Reflexionsniveau bisher kaum wieder erreichtes) Paradigma für die Vielzahl der unterschiedlichen medientheoretischen Konzepte gelten, die gegenwärtig diskutiert werden.“ (S. 103) Das Spektrum reicht dabei für Sandbothe von „Friedrich Kittlers Medienmaterialismus“ über die systemtheoretischen und konstruktivistischen Medientheorien von Niklas Luhmann und Siegfried J. Schmidt „bis hin zu einem breiten Feld von Autoren, die Peter Koch und Sybille Krämer unter dem Stichwort einer ‚medienkritischen Wende in den Geisteswissenschaften‘ vereint sehen.“ (S. 104)

In einem abschließenden Kapitel unter der Überschrift „Pragmatisierung des common sense“ geht der Autor den Weg seiner

pragmatischen Medienphilosophie konsequent weiter, indem er die relevanten Felder der Medienökonomie und des Medienmanagement sowie der Medienpädagogik als praktische Anschlussfelder der Medienphilosophie positioniert und als Ausblick mit der Frage nach einer „Experimentellen Medienepistemologie“ abschließt. Sandbothes Habilitationsschrift, die hier in überarbeiteter Form vorliegt, weist ihren Verfasser nicht nur als einen der wenigen intensiven Kenner der Materie aus, der in der Lage ist, die frei schwebenden Theorien zusammen zu denken und ihnen endlich eine wissenschaftstheoretische und -historische Heimat zu geben. Das Buch ist für die weitere Diskussion ein Datum, an dem für geraume Zeit niemand vorbei kommen dürfte, der zum Thema Medienphilosophie arbeitet. Der Titel „Grundlegung“ trifft.

Lars Rademacher

Gendolla, Peter/Ludes, Peter/Roloff, Volker (Hg.): Bildschirm – Medien – Theorien. München: Fink 2002; 183 S., 36,90 €.

Der vorliegende Band enttäuscht – und das gleich in mehrfacher Hinsicht. Er steht am Ende einer langen Reihe von Veröffentlichungen aus dem Siegener DFG-Sonderforschungsbereich zu Bildschirmmedien, der seit 1986 vor allem das Fernsehen in Deutsch-

land, dann aber auch die zunehmend wichtiger gewordenen Digitalmedien in medienästhetischer und medienphilologischer Hinsicht ‚vermessen‘ hat. Die Autoren rekrutieren sich aus früheren Projektleitern (neben den Herausgebern z.B. Knut Hickethier) und Wissenschaftlern, die zum Umkreis des Sonderforschungsbereichs gezählt werden können (wie z.B. Wolfgang Coy). Wer den exzellenten Einleitungsbeitrag von Helmut Schanze gelesen hat, wird vom vorliegenden Buch das erwarten, was es eigentlich hätte leisten sollen: die theoretische Verknüpfung der seit 1986 geleisteten Forschung. Doch was folgt ist ein schlampig lektoriertes, lustloser Sammelband, der als Leistungsnachweis eines Abschlussringprojektes (vgl. <http://www.sfb240.uni-siegen.de/german>) offenbar irgendwie fertig werden musste. So wirkt das umfangreiche ŷuvre der Siegener Medienforscher aus der Außenperspektive im Nachhinein konzeptloser und zufälliger, als es eigentlich gewesen sein kann. Als Zugang zu dem dort geleisteten Forschungsprogramm eignet sich der Band trotz des beigegebenen (knapp gehaltenen) Personenregisters auf jeden Fall nicht. Einige der Autoren, die in sich stimmige, gute Beiträge geliefert haben, dürften sich über einen solchen Präsentationsrahmen mit Recht ärgern.

Guido Reining